



HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Aus dem Inhalt:

Das Ende eines gefälschten Geschichtsmythos

Sepp Keller / Die Einberufung in den Krieg

Nietzsche über Engländer und Russen

Alfred Weidemann: Ich sprach mit dem Bürger Morat / Gedichte von Hans Gstettner

Kunstdruckbeilage: Alte deutsche Kunstwerke im neuen Reichsland

Halbmonatsschrift / Heft 22 **Berlin, 15. November 1939** **Preis 30 Pf.**
Ausgabe **A**

INHALT

KLEINE BEITRÄGE

NEUE BÜCHER

KUNSTDRUCKBEILAGE

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 7 — Berlin, 15. November 1939 — Heft 22

Sepp Keller:

Die Einberufung in den Krieg

Damals dunkelte ein düsteres Gewölk, das über das Gebirge her zog, jäh den Abend im frühen Herbst. Es hatte jegliche Arbeit auf den Wiesen und Feldern ein Ende gefunden. Die Fuhren mit dem Grummet und bei den oberen Höfen im Bachtal die Fuhren mit der Gerste oder mit dem Hafer waren noch auf der Tenne abgeladen worden. Bereits im dämmernden Schein packten die Knechte oder die älteren Söhne der Bauern mit den Gabeln die Wagen ab und schleuderten die Last in die seitlichen Abteile der Scheunen. Dort standen die Kinder und traten das Grummet fest und lagerten die Garben gut. Auch der Knabe Ambros stand in seines Vaters Tenne und lud bereits die Fuhren ab. Er und wohl auch auf anderen Tennen die Knaben sagten scherzende Worte zu den Mädchen, die vom hohen Heustock oder vom Stock nieder, den das Getreide bildete, lachend die Antwort gaben.

Die junge Trud rief aus der Finsternis von oben: „Du hebst dir ja einen Bruch, da reißt dir was im Bauch."

„Oh", sagte der Junge und schleuderte eine Gabel voll Grummet hoch, „morgen ist erst der Samstag, gib obacht, daß dir nicht was zerrissen wird."

Sie schwiegen und kicherten, und dann arbeiteten sie alle in den Abend hinein. Die Alten, die auf dem Feld die Fuder luden, redeten anders. Einer sagte: „Man weiß nicht, was nach dem Hinundherstreiten geschieht."

„Es geht wieder nach Galizien."

„Nein", redete der andere, „er wird es etwan verhindern, daß es so weit kommt."

„Oder", sagte der zweite weiter, „der Hauptschlag kommt von der preußischen Seite her."

Da fragte voll Angst ein Weib und hielt an mit der Arbeit: „Ihr redet doch nicht etwa vom Krieg?"

„Vom Krieg?"

„Ein Feldzug nach Osten kann es genannt werden."

„Am San und am Bug waren wir, vor Przemysl, Lemberg oder Limanova, zuletzt Brest", redete der Mann, und er sagte die Namen langsam aus. Sie waren für den alten Knecht und auch für die Frau vollbeladen mit dem Erinnern aus der lang vergangenen Zeit.

„San und am Bug und der Sumpf in Wolhynien“, murmelte der Knecht in die Abendstille. Das Haferstroh knisterte am Wagen.

„Hü“, schrie leiser der Bauer, die Frau schulterte den Rechen. Hinter den Rossen, hinter dem Wagen mit der Ernte, gingen sie heim auf den Hof.

Zwei Stunden nach der schwarzen Mitternacht wurde der Knabe Ambros wach. Ein Mann hatte am offenen Fenster der ebenerdigen Kammer gesagt: „Du, Ambros, du mußt aufstehen und zum Gemeindeamt gehen.“

Der Knabe saß aufrecht im Bett, er fragte schon hellwach: „Ist die Mobilisierung?“ Er bekam auf die Frage mit jenem fremden Wort, das von den älteren Knaben und von den Männern an den Tagen vorher oft ausgesprochen worden war und das die Knaben zögernd und unvertraut sagten und das für sie erst nur der Aussage nach einen Sinn hatte, keine Antwort. Der eilende Bote war in die Nacht verschwunden.

Als der Knabe in die Gemeindekanzlei trat, flackerten die zwei Kerzen auf dem Beratungstisch. Über die Gesichter der zwei sitzenden Männer, das waren der Bürgermeister und der Sekretär, huschten Schatten, gleich auch über die drei stehenden Knaben, die Ambros begrüßten. Die zwei Männer hatten Stöße von vorgedruckten Karten vor sich, auf jeder Karte stand handgeschrieben ein Name, den sie in ihren Listen nachsuchten und dort anstrichen. Eine halbe Stunde vorher war ein Auto durch das Dorf gefahren und ein Mann war ausgestiegen, hatte den Bürgermeister geweckt und ihm die Karten gegeben. Auf denen aber stand, daß sich ein jeder, der eine solche Karte zugeteilt bekam, sogleich auf den Weg nach dem befohlenen Sammelort zu begeben habe. Alsdann setzten sich die Buben an den Tisch und ordneten die Karten danach, daß sie auf dem nächsten Wege die in den Krieg befohlenen Männer erreichen könnten. Als sie damit fertig waren und gehen wollten, gaben ihnen die Männer noch grüne Scheine, auf denen stand, daß der und der Bauer ein Roß oder gar zwei für eine Wehrübung zu stellen habe, samt dem nötigen Geschirr. Für drei Bauern war geboten, ihre leichten Pferde als Reitpferde abzustellen.

Der Bürgermeister stand auf und sagte: „Es darf euch niemand anhalten auf dem Weg. Ihr steht, so heißt das, jetzt unter dem Kriegsrecht, und ihr habt jedem Einberufenen zu sagen, daß er sich mit dem nächsten Zug oder bei einigen zur bestimmten Stunde in seinem Sammelort unbedingt einfinden muß. Das gilt auch für die Pferde. Mehr könnt ihr nicht sagen, weil mehr über das, was geschieht, keiner von uns weiß.“

Auf dem finsteren Platz vor dem Haus, in dem die Post und die Gemeindekanzlei waren, trennten sich die vier Knaben. Im schwarzen Himmel glimmten die Sterne, die kühle Nacht blieb dunkel, voller Ferne und angetan mit dem Ungekannten. Ambros schritt eilig am Bach entlang, die Erlenzweige huschten an seinem Gesicht vorbei. Die Füße tasteten über die Steine des Weges. Bald querte er den Bach, die Brückendielen dröhnten laut, wie leise er auch niedertrat, das Geräusch vom Wasser blieb dahinter. Der schmale Weg, der dort im Tal dahinlief, wo der Wiesenhang übertrat zu den ebenen Feldern, die gegen den Fluß zu sumpfig wurden, der Weg war für die Augen an den Feldsteinen zu sehen. Vom Flugfeld, das mitten im Bergtal lag, war kein Schimmer wach. Die Soldaten und die Maschinen ruhten, und ein Fremder wußte selbst nichts von den Wachposten am hohen Zaun.

„Überall“, sagte Ambros leise, „gehen wir jetzt umher und wecken die Männer. Zuerst sind wir Buben munter, aber später, morgen werden wir wohl schlafen. Dann sind die Männer im Krieg.“

Wenngleich der Knabe in solcher Stunde nie an der Wegscheid war, fand er sie und stieg im Hohlweg bergauf. Dann öffnete er, als wäre das alles am Tage, ein Tor, das am Abend und am Morgen das Vieh abhielt. Er ging an Stall und Wagen-

hütten vorbei zu dem hohen, weißgetünchten Haus. Er stieg über die Vortreppe, da fiel ein Lichtschein aus dem offenen Flur, er trat ein und ging in die Küche, aber das Licht der Lampe war einzig wach. Er trat aus dem Haus über den Hofplatz. Nun sah er einen Lichtstreif aus dem Roßstall fallen, er öffnete die Tür vollends. Im trüben Schein und auch von dem noch geblendet nach dem Nachtgang, sah er den Bauern in dem Stand bei einem Füllen, das krank war. Der alte Bauer schaute auf und staunte, aber da redete Ambros: „Der Leitner Emmerich, der Knecht, muß aufstehen, er muß einrücken!"

„In den Krieg, dann ist der Krieg da?" Der große Mann mit dem roten Gesicht wischte sich mit der breiten Hand über die Stirn. Er trat in den Rahmen der Stalltür und rief laut über den nächtlichen Hof: „Emmerich, auf, aufstehen, einrücken, es ist Krieg!"

Dann wendete er sich um. Ambros aber sagte: „Es ist vielleicht kein Krieg, sondern nur eine Übung. Ihr müßt aber auch ein Pferd abliefern, es steht auf dem grünen Schein geschrieben."

„Was für ein Roß", fragte der Bauer und trat zu der Stute in den Stand.

„Die hier ist tragend, die anderen zwei sind untauglich gewesen bei der Musterung."

Der Knabe besah wieder den Schein, er reichte ihn dem Bauern, er sagte: „Ich kann das nicht entscheiden, Ihr müßt auf das Gemeindeamt gehen; ich soll nur sagen, daß von Euch sofort der Leitner Emmerich und ein Pferd mit dem Geschirr einrücken müssen zum Heeresdienst."

Darauf ging der Mann aus dem Stall, der Knabe folgte ihm. Auf der Haustreppe sagte der Bauer: „Ich wecke den Bertel, der soll gleich zum Gemeindeamt."

Der große Sohn aber war bereits wach geworden, er kam barfuß über die Stiege, er eilte zuerst in die Küche und schaltete den Radioapparat ein. Sein Vater gab ihm den Zettel. Er sagte: „Das muß ein Irrtum sein. Die Stute ist freigestellt als Zuchttier."

Die beiden blickten auf den Knaben Ambros. Der wiederholte seine Rede. Es überkam ihn jäh der Gedanke, unklar, aber schwer und arg, daß ein riesiges Räderwerk zu laufen begonnen hatte, in das waren die einschichtigsten Weiler mitsamt den Menschen, Tieren und Dingen eingeschaltet, in dem war er ein winziges Rad, das nur vorwärtszutreiben hatte, und durch das hoben sich nun andere zu bewegen an, und in dem allem gab es nicht Fragen und Antworten, in dem gab es allein den befohlenen Schritt, und der war zu tun. Der Knecht stand bereits da. Es sollte hier nur die Frage um das Tier sein. Der Knabe gab dem Knecht die Karte mit dem Befehl und verließ den Hof.

Ambros stapfte eine Weile noch bergan. Bei dem nächsten Haus leuchteten die Fenster der unteren Stube. Als er pochte, wurde das Fenster geöffnet, und erschrocken fragte die Frau. Aber Ambros, der wußte, daß der Bauer krank lag, sagte, er wolle die Buben wecken, er sagte, sie müßten ein Paar Pferde abliefern zum Dienst bei dem Heer. Es kam schon einer der Söhne vom Stockwerk nieder. Im Taschenlampenschein las er die Einberufung. Die Nachtkälte fiel ihn an nach dem Schlaf, seine Stimme jedoch wurde fest, und es war, als er zu Ambros sprach, die Stärke darin, die um den kranken Vater wußte und die wußte, daß einfache und harte Werke geschahen. Es war, wie es der Zufall fügte, für ein Pferd die Freistellung da, aber es lag wieder nicht an dem Boten noch an dem Sohn die Entscheidung.

„Gehe auch du zum Amt und sage wie es ist, ich muß weiter und muß noch viele wecken, es wird verdammt sein, wenn mir überall das entgegen gesagt wird."

Mit eiligen Schritten ging der Knabe talab. Die Dusterkeit tat gut, und der feste Laut der groben Schuhe verscheuchte die Verwirrtheit, die über ihn zu kommen

schien. Der Gang währte eine rechte Weile. Ambros sah den Steinbruch heller im Dunkel des Waldes, der zur rechten Seite anstieg. Später drängten hohe Zäune den Weg zusammen. Aus der Nacht wehten Nebelballen über die Weiden, und einmal, als Ambros den Schritt anhielt, vernahm er das Schnauben von Pferden. Fohlen drängten an ruhig grasende Stuten. Im tiefen Staub des Weges versank der Tritt. Nur einmal klirrten die Nägel der Schuhe an einen weißen Stein. Nur solche wie ich sind wach in der Stunde und gehen auf allen Wegen in der Nacht umher, sagte stehenbleibend Ambros. Der Weg lief eben aus. Schwarze Dächer standen vor dem dusteren Himmel. Die Häuser mit weißem Unterstock und hölzernem Aufbau säumten den Weg. Ambros wußte die Höfe, wo die Männer schliefen, die er zu wecken hatte. Im Lichte der Taschenlaterne las er den Namen auf der ersten Karte: Lackner Johann. Er ging um das Haus. Dann pochte er an eines der Fenster. Vor dem standen in blechernen und tönernen Töpfen die Blumen zwischen den Stäben des Eisengitters. Eine Frauenstimme fragte. Ein Flügel vom Fenster wurde geöffnet. In die Nachtfinsternis dämmerte der früheste Tagesschein. „Was ist?"

„Der Johann Lackner muß aufstehen und sofort einrücken. Da ist der schriftliche Befehl."

„Mein Gott", sagte voller Angst das Weib, „es ist Krieg!"

Tief im Dunkel der Kammer rief der Bauer: „Jawohl, ich habe es gehört."

„Oh, der Krieg", flüsterte die Frau und weinte und faltete die Hände vor der Brust und schaute mit erschrockenem Blick zu Ambros nieder.

„Es steht davon", sagte er, „nichts auf der Karte. Vielleicht ist es nicht so weit."

„Oh, wer tut die Arbeit, wer?" — aber da schob der Mann die Frau vom Fenster fort.

Ambros reichte ihm den Befehl: „Hier hast du, es soll gleich sein, du brauchst nicht mit der Bahn, du bist zu Fuß geschwinder am Sammelplatz."

Er grüßte und eilte fort durch eine Seitengasse.

Am nächsten Hausbrunnen stand schon ein Mann, der sich wusch. An der Hauswand lehnte die Sense. Weil Ambros rasch daherkam und weil der Frühschein noch gering war, erkannte er ihn nicht: „Bist du der Peter Saller?" fragte er.

„Ja, was willst du so früh?"

„Du brauchst nicht mit der Sense auf das Feld."

„Warum nicht?"

„Weil du auf ein anderes Feld mußt. Mit einem anderen Werkzeug."

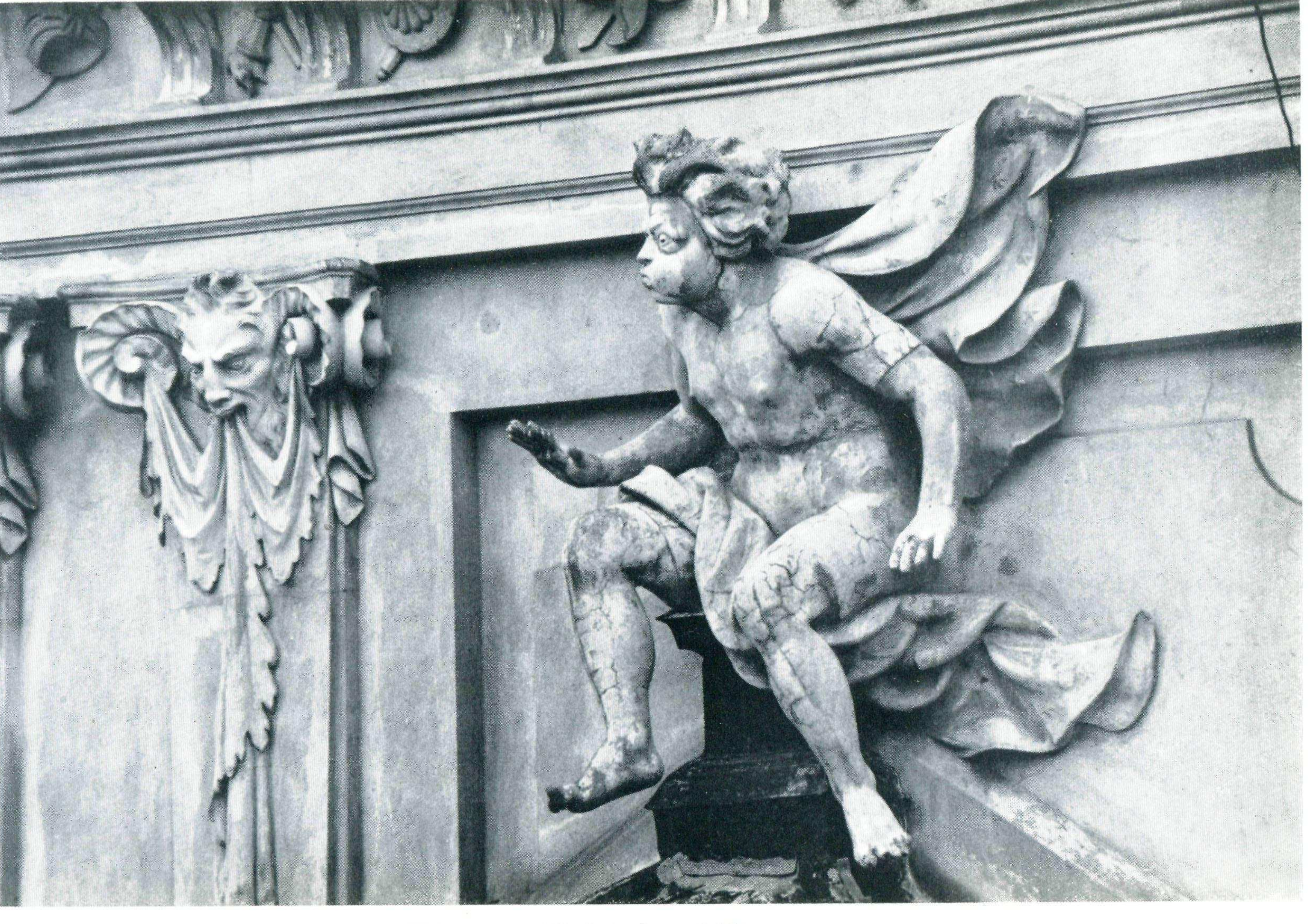
Da sagte der Mann: „Du bist doch der Ambros Perwein, warum redest du so? Ist das ein Rätsel, dafür ist in der Früh keine Zeit." — „Nein, es ist keines. Es ist nur der Befehl, daß du und andere, die bereits bei dem Heer gedient haben, und etliche, die schon im anderen Krieg standen, daß ihr einrücken müßt, sofort."

Der Mann hob die Arme hoch, reckte sich und sog tief den kalten Atem. Er sagte mit heller Stimme und mit hellen Augen im Morgendämmern: „Ja, ein anderes Feld und ein anderes Werkzeug, wohl auch eine andere Ernte. Aber was tut das. Vielleicht auch ein anderer Erntedank." Er nahm die Sense und sah sie an. Das erste Taglicht blinkte auf dem schneidenden Stahl. „Sie ist scharf", murmelte er und hing sie auf den hölzernen Nagel an der Stallwand. Er wandte sich um, aber jäh beugte er sich zurück, hob die Sense wieder vom Nagel und sagte: „So geht es nicht, es muß auch auf dem Feld gemäht werden, der Bub muß mit der Sense umgehen, dieweil sein Vater bei der anderen Ernte hilft."

Als der Knabe das vernahm, streckte er den Kriegsbefehl scheu dem großen Mann hin, der gab ihm ohne Wort die Hand, dann wendete er sich, und voll Hast ging Ambros weiter. Er weckte den Wirt von dem Weiler. Der wohnte in einem großen,



Ausschnitt aus dem Graudenzer Altar, Ende des 14. Jahrh., Marienburg



Stuckfigur eines Windgottes vom Schloß Wilanów, ein Werk Andreas Schlüters

alten Steinhaus. Vor der Zeit der Eisenbahn war die Hauptstraße vorbeigegangen und waren bei der Taverne die Postpferde gewechselt worden. Der Wirt stand auf und kam ihm mit Lachen auf der Haustreppe entgegen: „Du bringt den Urlaub“, sagte er laut.

„Nein, den Dienst.“

„Das verstehst du nicht, Bub“, sagte er, „das ist doch ein Urlaub, und arg wird es nicht werden. Wir haben viele Geschütze und noch mehr Flugzeuge.“

Er hatte das laut gesagt. Aus der Kammer hörte Ambros die Frau. Sie weinte laut auf und sagte darein: „Aber die Männer brauchen sie doch, allein schießen die Kanonen nicht und fliegen die Flieger nicht. Aber allein bleiben wir Weiber.“

„Ihr seid genug, und die Alten bleiben und die Kinder, und dann, hörst du, die Gefangenen kommen zu euch, die sind recht fromm, mehr fromm als wir, die werden euch trösten.“

„Aber euch“, klagte die Frau weiter, „euch holt der Tod, der Tod“, klagte sie und weinte schluchzend. Der Wirt ging pfeifend in den Stall.

Ambros folgte ihm: „Es ist auch ein Roß von dir gefordert, es soll gleich abgeliefert werden.“

Da erschrak der Mann, aber der Anlauf zu seinem Frohsein überwand das Dunkle: „Ja, so wird es sein müssen“, redete er und warf den Gäulen Heu in die Raufen, „das Roß und der Herr; und dort, wo kein Weg ist, ziehen die Rösser wohl am sichersten vor dem Geschütz.“

Ambros antwortete hastig: „Wir sind bloß Knaben, sagt ihr und Kinder sagt ihr und Buben und lacht!“ Er schaute mit weiten Augen durch die offene Tür in den weiten Himmel, der stählern blau aus der Nacht aufbrach. Er sagte nichts mehr, sondern eilte weiter von Haus zu Haus und übergab den Männern die Befehle für sie und für ihre Pferde. Etliche standen schon auf dem Feld und mähten, etliche fütterten die Tiere im Stall. Sonach ging er wieder heim in das Dorf. Es war Tag geworden, als er auf seines Vaters Hof kam.

Der Vater stand im Sonntagsgewand bei den Rossen und fütterte sie. Die Knechte standen umher und sagten zu den Knaben: „Er muß auch einrücken, er und zwei Pferde.“ Nachher sagte der Vater: „Du und der Hans, ihr bringt die Pferde fort. Mit dem Mittagszug fahrt ihr wieder zurück. Ich brauche mich erst um 12 Uhr zu stellen. Dort kreuzen die Züge, und wir sehen uns noch.“

Ambros aß in der Eile wenig von dem Frühstück, das die Mutter auf den Tisch stellte. Sie richteten das Geschirr. Mit Lappen und einem Fett rieben sie den Messingbeschlag der Kumte blank und putzten die Schnallen der Riemen. Ein großer Sack mit Heu und auch Hafer wurden aufgepackt. Sonach zogen die zwei Jungen mit den Tieren fort. Alle standen und sahen nach, die Eltern und die Knechte und die Mägde. Es fehlte die Rede dabei, aber ohne Wünsche und den heimlichen Segen zogen die Tiere nicht fort von Hof und Acker in den Krieg. Hintereinander führten die Buben die Rosse. Es war ein Weg von vier Stunden, auf dem begegneten sie Männern und Frauen und anderen Pferden. Etliche zogen in Gruppen. Die Holzknechte wurden von ihren Frauen bis zum Bahnhof begleitet. Die Reservisten trugen ihre kleinen Koffer. Viele der Männer führten die Frauen im Arm, was sie sonst nie getan hatten. Alle scherzten und lachten und redeten.

„Oh, das ist gut, daß die Mannsbilder mit ihrem Übermut in den Krieg müssen.“

„Ja, das ist gut“, war die Antwort, „daß ihr Weiber wißt, was wir euch sind und wie ihr nun allein mit der Arbeit fertig werden sollt.“

„Sagt nicht so ein Zeug“, sprach eine Frau und ging mit schwerem Schritt und schaute ohne Lachen auf den grauen Weg.

Einige hatten zum Abschied bei den Nachbarn Schnaps getrunken. Sie schwenkten ihre Hüte und übten bereits den rechten Tritt. Sie sagten laut: „Jawoll, Herr Feldwebel.“ Und einer sagte: „Ich bitte gehorsamst, darf ich hinter den Busch?“ Und ein Mutiger rief: „Das Gewehr über!“

Die Mehrzahl aber war von einer klaren Freude befallen, das gab nicht laute Worte, sondern ein gutes, gewogenes Reden über das Tagewerk, das zurückblieb, und über das Tagewerk, dem sie alle entgegengingen.

Die Knaben und die Knechte mit den Rossen gingen rascher, sie überholten die kleinen Scharen, die zur Bahn wollten. Am Flugfeld vorbei sagten sie nichts. Dort übten wie bisher die Flugschüler mit den Jagdmaschinen und mit den großen Flugzeugen, aus deren gläserner Bugkanzel das Maschinengewehr ragte. Dröhnend brausten sie nieder über die Straße, wenn sie starteten. Viele der Pferde, die selten auf dieser Straße gingen, legten die Ohren zurück und scheuten. Mit hohem Singen sanken die einschwebenden Maschinen nieder, rollten aus, um von neuem zu starten. Ein Bauer sagte, und weil er einer der Älteren war, dessen Wort galt, horchten die anderen zu ihm hin: „Nun hat es doch Sinn gehabt, daß aus dem Weizenfeld ein Flugfeld geworden ist.“

„Ja“, gab einer zur Antwort, „wir wollen auch daran glauben.“

Sie redeten danach nichts mehr. Auf dem kleinen Bahnhof war die Wartezeit lange für die, denen die Stunde doch ein Abschied war. Sie blieb aber nicht leer, sondern erinnerte an einen seltenen, festlichen Tag, der auch den Leuten von Hof und Wald und Acker das gute Hinschauen auf den Weg bisher gab, den ihrer Hände Arbeit und ihr Herz gewandert war. Als der Zug einfuhr, hörte der Tag nur das frohe Rufen derer, die mit leichtem Sinn im Gasthaus gesessen hatten. Von den anderen Worten, die Mann und Weib noch scheu zueinander sagten, vernahmen die Nachbarn nichts mehr.

Ambros und Hans und alle die mit den Pferden von den Dörfern des Flußtales zogen auf der breiten dunkelgrauen Straße dem Sammelort zu. Sie trafen einander, und näher waren es nicht mehr einzelne, die ein Pferd mit blankem Geschirr führten, sondern ganze Haufen. Sie zogen am Talrand dahin, wo zur einen Hand der Hügelkegel abfiel in die weite Sohle zum Moor und wo zur anderen Hand die hellen Grummetwiesen lagen oder die braunen Äcker nach dem Stoppelsturz. Am steilen Rand verkündeten die Herbstzeitlosen das späte Jahr. Es war manchmal ein Mädchen, das ein Roß führte, weil daheim die Arbeit drängte und bereits die jüngsten Männerhände nötig waren. Dann gab das eine lachende Schar, die da wanderte und die schweren Rosse in den harten Dienst trieb.

In der kleinen Stadt wurden die Pferde den Soldaten vorgeführt. Ein alter Rittmeister und ein Tierarzt sagten alsdann, was die Tiere Wert wären und was ein Besitzer bekäme, falls es im Dienst bei dem Heer zugrunde ginge. Der Rittmeister redete mit dem Knaben und den Knechten, dieweil der Tierarzt um das Roß herum ging und nachsah, ob ihm was fehle. Danach wurden alle Pferde von Soldaten fortgeführt, und die Schar der Knaben und Knechte stand mit den Mädchen allein auf dem Marktplatz. Sie sahen umher und redeten miteinander vom Kriege und was sie davon zu wissen vermeinten. Die Mädchen hörten zu. Aber es war eine Leere um sie, sie schwenkten die Arme ohne Rat; die Hand, die eine lange Weile die Zügel eines Pferdes gehalten hatte, vermißte den Griff.

Ambros ging wie die meisten zum Bahnhof. Dort standen Soldaten und warteten auf einen Zug mit Reservisten. Da dachte der Knabe an seinen Vater, und ihm war, als hätte er ein Hellgesicht, das noch genau den Gang des Vaters zur Bahn sähe. Er sah, und das geschah ihm nicht verwunderlich, sondern als wäre es eben recht in der Stunde, er sah, wie der Vater mit dem Koffer mit den anderen zum Zuge schritt.

Aus allen Fenstern der Wagen schauten Männer vom Tal. Nur etliche Weiberleute, die fast der Zufall mit diesem Männerzug führte, blickten scheu inmitten der vielen lautredenden Männer in den Tag. Es stiegen die aus dem gleichen Dorf gar nicht in den gleichen Wagen. Von dem und jenem Wagen rief ein Bekannter; dahin eilten sie also, und so waren sie auch später im Wagen noch, der aus Aiglern und der aus Ardning und der aus dem Sölktal.

„Du, Franz, du bist auch da", sagten sie alle.

„Ja", redete der Neue, „und du mußt auch einrücken." Dabei rollte schnaubend der vollbeladene Zug bereits an. Die Neuen, die es noch merkten, drängten eilig zum Fenster, um hin in den Talwinkel zu schauen, der ihre Heimat barg, ihre Weiber und Kinder und all das, was ohne lauten Namen an den Dingen haftet, die ihren Lebensort füllen. Das Tal rauschte vorbei. Die Männer redeten. Es wurde aber stiller und sonderlich die, die bisher mit den Weibsleuten scherzten, die verstummten.

Die kreischenden Bremsen zeigten das Ziel an. Da schlugen eilig alle Türen auf, die Männer sprangen, damit es rascher ginge, über die Stufen. Sie schwenkten die Koffer einander zu, und sie versuchten, sich in Haufen zu teilen. Die aus den Dörfern strebten zusammen. Die Soldaten riefen dazwischen, einer gab den Befehl, daß sich alle Männer in Reihen zu einem Zuge aufzustellen hätten. Sie ließen jäh von dem Vorhaben ab, eilten dem Platze vor dem Bahnhof zu. Dort wiesen ihnen die Soldaten namenlos an, wie sie sich in drei Gliedern aufzustellen hätten. Aus den einzelnen Stimmen wurde ein leiseres Summen, und aus den einzelnen Bauern und den Knechten und Arbeitern wurde ein langer dunkler Zug mit der Front nach vorn.

Der Knabe Ambros, der voll Bangen, er könnte den Vater nicht mehr sehen, am Eingang gestanden hatte, war zur Seite gedrängt worden. Obgleich er bisher geduldig gewartet hatte, war er nun doch glücklich, als er in der langen Männerfront den Vater sah. Er eilte hinzu, und der Vater, der den Koffer einen Augenblick niedergestellt hatte, gab ihm die Hand. Da rief der Unteroffizier einen Befehl, und alle Männer machten Kehrt. Der Knabe Ambros war nicht allein, als er zurücksprang, taten das noch etliche, auch Mädchen und ein paar Frauen waren darunter. Der Männerzug hob zu gehen an. Die ersten Schritte waren noch ein Gang wie sie ihn vorher zur Bahn getan hatten. Aber die gefügte Ordnung der Kolonne, der eine Reihe Soldaten voranschritt, straffte eilends den Tritt, und später, auf dem Wege, der vom Bahnhof über ein Feld in die Stadt führte, da marschierte dort bereits ein langer Zug von Soldaten.

Auf der Heimfahrt begegnete Ambros im Zug ein Mädchen aus dem Dorf. Hedwig war ein Jahr nach ihm aus der Schule gegangen. Ihr helles, lockeres Haar war ein lichter Schein in dem dunklen Abteil. Die Knaben redeten wenig mit ihr. Zumeist sahen sie durch die Fenster. Ihre Gesichter spiegelten sich darin. Und eines sah den andern im Spiegelbild. Die stillen grauen Augen des Mädchens lachten wie ein fröhlicher Stern. Auf dem Heimgang schritt sie zwischen den Knaben. Das war das erstemal, daß Ambros neben ihr auf einem weiten Weg war. Aber es überkam ihn nimmer die bisherige Scheu, es strömte ohne Namen und Rede eine liebe Geborgenheit von ihr aus, die er dankbar annahm an diesem Tag, an dem zum erstenmal der Vater fehlte auf dem Hof.

Der Vater war mit all den andern Männern in den Krieg gezogen.

Am nächsten Tage, es war ein Sonntag, kam in das Dorf und zu allen Weilern und bis in die hinterste Einschicht die Nachricht: Die Männer und die Pferde sind an die östliche Grenze abgerückt.

Alfred Weidemann:

Ich sprach mit dem Bürger Morat

Malgré nous — gegen unseren Willen — En avant!

In irgendeinem gleichgültigen Restaurant. Der Lautsprecher meldete eben die neuesten Nachrichten. Und wie nun der „Marsch der Deutschen in Polen" aufklingt, dröhnen von der Straße her Trommeln und Fanfaren dazwischen. Auf dem freien Platz, gleich neben dem Musikpavillon hat sich ein Musikzug des Jungvolks aufgebaut. Die Vollkommenheit seines Spiels mag den Leistungen der gewohnten Militärkapelle nachstehen, an Lautstärke bleibt jedoch nichts zu wünschen übrig. Weit vor der Front steht der junge Führer mit gespreizten Beinen und lenkt Trommeln und Fanfaren mit seinen geballten Fäusten. Vielleicht, daß er das erste Mal so vor der Front steht. Sein Platz ist sonst dort drüben links, im ersten Glied. Heute vertritt er nur einen anderen. Dieser andere kämpft zur Stunde irgendwo in Polen. Ebenso wie jene Männer, die früher an einem solchen Sonntagmorgen hier in diesem Musikpavillon musizierten.

Und da eilen beim Anblick dieser trommelnden und blasenden Pimpfe, wie so oft in diesen Tagen, meine Gedanken um ein paar Wochen zurück zu Armand Morat. Zu jenem Armand Morat, der heute wohl in einem der französischen Bunker der Maginotlinie liegt, wenn es ihm nicht gelang, sich zu drücken, so wie er es im Falle eines Krieges fest im Sinne gehabt hat. Wir trafen uns damals in Paris, drunten im schwankenden Leib einer U-Bahn. Fast schweigend waren wir die Metro-Station „Odeon" zum Boulevard de St. Germain heraufgestiegen, bis wir dort vor dem unscheinbaren Danton-Denkmal gestanden waren, in dessen Stein man mit viel Sorgfalt jenen unbekannten Satz schrieb: „Après le pain, l'Education de sa jeunesse est le premier besoin du peuple." Diese Worte hatten unser damaliges Gespräch bestimmt.

„Europa ist mit einem Schwerkranken zu vergleichen. Es ist sinnlos, sich auf allmähliche Heilung zu verlassen. Man muß operieren. Sofort operieren." Armand Morat ist Südfranzose. Abgesehen davon, daß er in Bälde damit rechnet, einmal als „député de la Seine" in die Kammer einzuziehen, ist er ein Bürger, wie viele tausend andere. Aber er will es nicht sein. Er will neue Chefs, neue Gesetze, er will andere Bürger und er will vor allem eine neue Jugend. Armand Morat hat tiefliegende, feurige Augen. Er könnte der gewehrtragende Jakobiner auf Delacroix's Bild von der französischen Revolution sein, dachte ich mir, als ich ihm dann stundenlang in seinem kleinen Dachzimmer gegenübersaß. Aber als er schließlich nach vielen fanatischen Reden ergeben die Hände hängen ließ, wie er von der französischen Jugend sprach, da wußte ich, daß ich mich getäuscht hatte.

„Perdu la partie..." Ich hatte Armand Morat nicht von ungefähr getroffen. Er ist erster Vorsitzender der Generalstände der französischen Jugend und in dieser Eigenschaft hatte ich ihn um eine Unterredung gebeten. Es ist viel gesprochen worden in diesen drei Stunden. Tausend Schwingungen klangen in den Worten des temperamentvollen Franzosen. Aber am Ende war alles zerredet und zerpflückt, nichts war vergessen geblieben, dennoch fehlte eine endgültige klare Sicht. Es war wie ein Schwimmen in einem uferlosen Teich. Es fehlte das, was wir „Haltung" nennen und was man drüben nur kopfschüttelnd und unzulänglich mit „tenue" übersetzt. Aber Armand Morat stand nicht allein. Seine Rede war nur eine Zu-

sammenfassung all dessen gewesen, was ich Tag für Tag von seinen Kameraden, von jungen französischen Studenten, Arbeitern und Schülern immer wieder erfahren hatte: „Complettement changer“ — von Grund aus ändern!

Es waren die letzten Tage vor dem Krieg, als ich mich in Paris aufhielt. Wer mit einem Deutschen zusammen gesehen wurde, machte sich verdächtig. So trafen wir uns in privaten Wohnungen oder in menschenüberfüllten Lokalen. Kein einziger der jungen Franzosen hat meine Bitte um ein Zusammentreffen abgelehnt. „Haß des Nazismus!“ Eine Lüge der Presse, weiter nichts. Der Franzose brennt in Wirklichkeit darauf mit diesen sagenhaften Nazis zusammenzukommen. Nicht aus Freundschaft oder purer Sympathie. Diese Illusion habe ich mir nie gemacht. Es ist mehr Neugierde, was ihn treibt. Oder, um mit Montagnon zu sprechen: Das Publikum will in Erfahrung bringen, wie es der schwarz-befrackte Mann dort droben auf der Bühne anstellt, daß er aus seiner leeren Hand Bälle, Tücher und ganze Hühner hervorzaubert....

Denn Deutschland wird an der Seine irgendwie als Kabinettstück der „Schwarzen Kunst“, als „miracle“ empfunden. Ebenso wie Italien. Aber das ist ja gerade das Beängstigende; es blieb nicht bei diesen beiden Ländern allein. Ganz am Westrand Europas hat sich das schlafende Portugal aus seinen melancholischen Träumen wieder aufgerichtet. Spanien scheint in diesem Reigen der Wunder seine eigene Pirouette zu tanzen. Griechenland, die Türkei, Bulgarien werfen sich auf, Jugoslawien schlägt sein besonderes Rad, der ganze sorgsam behütete Balkan scheint im Bunde zu sein. Man wird etwas unsicher in Frankreich und rückt aufgeregt auf dem Stuhl hin und her. Sarkastische Bonmots genügen nicht mehr, um die trüben Gedanken zu zerstreuen. Besonders die Jugend Frankreichs schaut mit den offenen Augen am Beginne ihres Lebens stehender Menschen über die Grenzen. Aber während die Lava einer neuen Welt die Jugend andrer Länder durchglüht und bis zum Grunde aufwühlt, fühlt sie nur aus der Ferne die heiße Glut dieses Stromes. Steht tatenlos am Ufer und weiß nichts Besseres zu tun, als fragend und mit erhitzten Schläfen über den Kanal hinüberzuschauen. „Laßt sie nur, sie haben wohl recht — — — aber wir haben die Macht!“ hallt es von drüben beschwichtigend zurück.

Aber das ist eine alte englische Platte. Frankreichs Jugend weiß das. Das weiß auch der Bürger Armand Morat. Viele Jahre mochte diese Platte ihre Richtigkeit besessen haben. Seit geraumer Zeit jedoch hat sie an Aktualität verloren. Ihr Inhalt ist nämlich in bezug auf die Macht nicht mehr von absoluter Gültigkeit. Und nun kommt noch hinzu, daß der Bürger Morat ein glühender Sozialist ist, der sich fragt, was England und Frankreich für die propagierte „sozialistische Revolution“ geleistet haben. Enttäuscht zieht er die Bilanz, räumt alle Zeitungen beiseite, stellt seinen Rundfunk ab und schaut mit nüchternen Augen nach dem Deutschen hinüber und schweigt. Das Herz des Bürgers Morat schlägt für die Jugend, deren Erziehung auch ihm „gleich nach dem Brot“ kommt. Wieder bleibt ihm nur der schweigende Blick über die Grenze. Und wie bei jeder weiteren Frage und bei jedem neuen Begriff die Antwort auf sich warten lassen will, wie da am Ende immer wieder nur dieser stille, vergewissernde Blick die Entscheidung fällt, da fährt mir der Bürger Morat zwischen seinen vier schmalen Wänden „über den Dächern von Paris“ mit dem Zeigefinger dicht vor die Brust und ruft: „Ihr schafft und ihr wühlt hinter euren befestigten Grenzen, weil ihr uns und unsre Ruhe haßt. Ihr wollt den Krieg. Ihr erzieht eure Jugend zum Krieg. Alle autoritären Staaten, all diese neuen Völker wollen die Vernichtung! Weshalb denn sonst diese Revolutionen? Weshalb denn sonst überall diese Hast, diese Arbeit und diese Eile?!

Man muß eine Konferenz aller Völker einberufen, damit die Ruhe wieder über Europa kommt. Wir müssen an die Genies aller Rassen appellieren. Mon dieu! Europa revolutioniert, nur Frankreich und England nicht...“

Das waren etwa die Worte, mit denen mich der Bürger Morat verabschiedete. Galant fügte er dann noch hinzu, daß die Welt doch reichlich komisch sei. Hier würden wir uns nun freundschaftlich die Hände drücken, und morgen schon sei es möglich, daß wir mit denselben Fäusten die Gewehre umfaßten, um gegeneinander loszufeuern. Noch einmal packte er mich bei der Schulter, ich weiß noch genau, es war am Ende der Treppe vor dem Schiebefenster des staunenden Hausportiers, und meinte: „Wenn ein Krieg kommt, dann wird er nicht zur Ehre unserer Republik geführt werden. Frankreichs Jugend wird sich ihm fernhalten, solange es geht. Wenn wir aber kämpfen müssen, dann: malgré nous — gegen unseren Willen — en avant!“ Dabei lachte er wie über einen der vielen amüsanten Pariser Boulevard-Witze.

Das war drei Tage vor dem deutsch-polnischen Krieg, den der Duce einen „absurden Krieg“ genannt hat und von dem er sagt, daß er um das Recht der jungen Völker geführt werde, denn ein Krieg zur Rettung Polens allein, das hieße für England, um des Hosenknopfes willen die Hose riskieren. Was der Bürger Morat klar erkannt hat und was heute auch jedem anderen jungen Franzosen oder Engländer dämmert, das scheint man in London nun sehr plötzlich erkannt und nach Paris geblinkt zu haben: Europa wandelt sich. Seine Völker stehen vor der Entscheidung. Jeder Staat muß sich mit eigener Kraft zum letzten Entschluß und zum neuen Werden hindurchringen. Revolutionen und Gewitter stehen an der Wiege jeder neuen Geburt. Und wenn die letzten Feuer verglommen sind, wenn die Winde sich wieder legten, dann wächst dem neuen Volk aus den Trümmern der Vergangenheit auch seine neue Jugend. Auf dieser Jugend liegt der ganze Glaube und die volle Hoffnung des erblühten Staates. Denn es soll ihr Staat sein. So war es in Portugal, wo Salazar schon in den ersten Jahren seiner glückvollen Diktatur die Staatsjugend der „Mocidade Portuguesa“ schuf. So war es in Spanien, wo schon Flechas und junge Falangisten ihr Leben für das neue Vaterland in die Schanze warfen. Italiens Wiedergeburt ist zu einem Triumph der faschistischen Jugend geworden. Die Türkei lief Sturm gegen den Zwang alter Überlieferung. An der Spitze, als Stoßtrupp, die Jugend. Metaxas ergriff in letzter Minute Hellas' schwankende Fahne und weiht sein Werk der Wiedergeburt ewiger, griechischer Jugend. Das junge Bulgarien löst sich von der Vormundschaft englischer Organisation, Jugoslawien gründet sich seine eigene Staatsjugend. Ebenso Rumänien, ebenso Ungarn.

Rund um Frankreich und Englands einsame Insel hat sich Europa entschieden. Die Art dieser Entscheidung wird am augenscheinlichsten in den Reihen der Jugendorganisationen dieser Staaten. So wie auch gerade beim Anblick der Jugend aller autoritären Staaten der himmelweite Unterschied zu den Demokratien so offensichtlich wird, wenn man ihr deren Jungmannschaft gegenüberstellt. Damit soll kein Werturteil gefällt sein. Jede Entwicklung hat ihre Abschnitte, jede Stufe ist nötig. Wenn Sir Baden-Powell heute aus aller Welt seine Absagen erhält, so bedeutet das keine plötzliche Verneinung der Boy Scouts-Bewegung an sich. Aber alles zu seiner Zeit! Heute ist die Form der englischen Pfadfinder ebenso überholt wie die durch sie geübte britische Bevormundung. Also muß sie heute bei allen jenen Ländern fallen, die sich ihrer selbst besonnen haben und ihre Jugend besser zu erziehen wissen. Der internationale Charme geht damit der Sache verloren, was jedoch kein Hindernisgrund für ein weiteres, geruhsames Fortbestehen im eigenen

Lande ist. Desgleichen, wer wollte etwas gegen die englischen Public Schools sagen, gegen die „strohbehüteten“ Eton-boys oder die Sportklubs der „leading class“? Kein Mensch verliert ein Wort über die Vielfalt französischer Jugendorganisationen, und wenn es auch schwer ist, so verkneift man sich dennoch sein Lächeln, wenn man französische Jugend jeder politischen Schattierung für alle nur denkbaren Parteien bis zum Néo-Socialisme singen, schreiben, lesen und zahlen sieht.

Der Begriff der „jungen Völker“ demonstriert sich in der Jugend am deutlichsten. So deutlich, daß sich alle Worte erübrigen, wenn man einen englischen Journalisten der „Daily Mail“ zu Wort kommen läßt, der als einer der wenigen über den Kanal herüberkam, um der anscheinend so harten Wahrheit die Ehre zu geben:

„.....Wie ihre Leiber sonnenverbrannt sind! Sie erscheinen wie zukünftige Olympia-Athleten. Kein anderes Land der Welt könnte eine Gruppe junger Menschen solider, gesünder, glücklicher, schöner zeigen. Und vor allem, das sind Jungen aus einer Masse von Millionen. Zufällig, nicht ausgewählt. Das Volk. Wer glaubt, das Naziregime würde wie ein Sturm vorüberbrausen, hat nicht mit dieser deutschen Jugend gerechnet.....“

Inzwischen hat man solche Stimmen in den Ländern der „freien Meinungsäußerung“ zum Schweigen gebracht. Man publizierte die Ansicht, daß aller Glanz und alle Schönheit bei einer härteren Zerreißprobe bald ihr Ende nehmen würde. Man versuchte alles, bis nur noch der Krieg blieb und der alte britische Ladenhüter, die Blockade. Nach 18 Tagen liest man in der französischen Presse, wenn auch nur sehr selten: „Fürs erste hat sich Deutschland bewiesen.“ Und so freundlich, wohlgemeint das ist, man macht dabei den grundsätzlichen Fehler, der immer neu und wohl mit überlegter Absicht wiederkehrt: Das nationalsozialistische Deutschland hatte keinen Krieg nötig, um sich zu beweisen. Mag sein, daß sich die Stärke des Reiches durch diesen neuesten Waffensieg vor den Feinden erst seine endgültige Anerkennung erringen mußte, so wie der Stahl seine letzte Geschmeidigkeit unter den Hammerschlägen des Schmiedes empfängt. Aber dieser Beweis ist von den G e g n e r n gefordert worden. Das deutsche Volk selbst hatte ihn nicht nötig. Es ist gedankenlos, die Ziele der jungen Völker in der Zerstörung und im Krieg zu erblicken. Deutschland ist stolz auf seine Autobahnen, seine Fabriken, die Arbeitersiedlungen, Schiffe, Organisationen. Stolz auf seine Ingenieure, seine tapferen Soldaten und die Waffen. Jene schreckliche Wirkung seiner Bomben und Kanonen aber, deren Einsatz man ihm abgezwungen hat, bedauert es tief. In Wirklichkeit sind die Schüsse nicht von deutschen Soldaten ausgelöst worden. Das waren Menschen, die von der Werkbank kamen, aus den Fabriken, den Ateliers und den Universitäten. Menschen, deren Schaffen stets dem Frieden und dem Aufbau gegolten hat, und das Ende der Abzugsleine an unseren Geschützen ist in Wirklichkeit in London gelegen, und man hat dort sehr übermütig, verantwortungslos und gegen unseren Willen daran gezogen.

Was aber für das gesamte Volk gilt, bestimmt auch seine Jugend. Es ist einfallslos, ihr Kriegslüsternheit zu unterschieben. Auch sie braucht den Kanonendonner nicht, um ihre Leistungsfähigkeit und Einsatzbereitschaft unter Beweis zu stellen, wenn auch gerade die harte Zeit des Krieges dazu angetan ist, die Richtigkeit ihrer friedvollen Erziehungsarbeit auf allen Gebieten offensichtlich erscheinen zu lassen. Aber man muß sich darüber in London und Paris, besonders in diesen Tagen zwischen Krieg und Frieden, im klaren sein, daß die deutsche Jugend im Falle eines erneut inszenierten Kampfes ebenso millionenfach ihren Mann stehen wird, wie sie das schon in diesen Wochen tut. Man wird neben der Armee unserer

Soldaten und neben der Armee unserer Wirtschaftsfront noch mit einem dritten Heerbann, der Armee der deutschen Jugend, zu rechnen haben, die nicht weniger ausdauernd und mit derselben Leidenschaft, wie jeder Kanonier, Schütze, Flieger und Pionier, ihren Grabenabschnitt verteidigt.

* * *

Auf dem freien Platz vor meinem Restaurant stehen die Menschen eng zusammen um die trommelnden und blasenden Pimpfe. Wäre es nicht die Musik allein, so würden auch die sonntäglichen Strahlen der Herbstsonne die Leute auf dieser Stelle versammeln, denn als sich die Jungen gerade am Musikpavillon aufstellten, hatten sie wohl gewußt, daß nur hier zwischen Häusern und Bäumen hindurch die Sonne zu spüren sei. Ich sah ringsum die schmunzelnden Gesichter der Spaziergänger, ich sah den jungen Führer des Musikzuges, der seine Sache so wichtig nahm. Dabei war sie im Grunde nebensächlich. Würde es die Widerstandskraft des Reiches schwächen, wenn dieses Sonntagskonzert ausfiele? Doch ich weiß, daß mir der Jungzugführer da vorne auf diese Frage so einiges geantwortet hätte. Vielleicht würde er gesagt haben, daß Deutschland trotz Kampf und Krieg seinen Export aufrecht erhalte, daß es Flugzeuge baue, Fabriken, Straßen und an keiner Stelle anhalten wolle. Freilich sei so ein Sonntagskonzert ohne große Bedeutung. Aber gerade darin würde die Jugend ihren Ehrgeiz besitzen, selbst die unwesentlichsten Dinge, soweit das in ihren Kräften liegt, weiterzuführen. Millionen von Jungen und Mädeln wurden ebenso selbstverständlich zu notwendigen Helfern bei der Ernteeinbringung, wie sie auch hier am Sonntag mit ihren Trommeln und Fanfaren auf der Straße stehen.

Bei diesen Gedanken, unter dem Applaus der Menschen und bei den letzten Fanfarenklängen nehme ich auch Abschied von dem Bürger Armand Morat. Man liest in diesen Tagen in den Pariser Zeitungen nichts vom Einsatz einer französischen Jugend. Und wenn der Bürger Morat nicht mit der britischen Pistole im Rücken irgendwo in einem der Maginot-Bunker liegt, so wird er jetzt wohl mit seinen Freunden und Mitgliedern zusammen um kleine Cafétische bei langen Konferenzen sitzen.

Es ist gekommen, wie du es lachend geahnt hast, Bürger Morat! An unseren Grenzen sollen wir die Waffen kreuzen. Ich glaube dich soweit zu kennen: du wirst darüber nicht traurig sein. Vielmehr wirst du lächelnd die Schultern hochziehen, wenn du zum Karabiner greifen mußt, und du wirst wohl deinem Korporal den neuesten Witz des „Soir“ in die Ohren flüstern: England hat eine große Armee, die französische. Frankreich hat eine gute Politik, die englische.

Aber — und nun verstehe mich recht, Bürger Morat — du ziehst zur Front, wie du selbst es gesagt hast — „malgré nous“ gegen deinen Willen. Denn dieser Krieg würde nicht zur Ehre deiner Republik geführt. Es fehlt ihm jeder Sinn und jedes Ziel. Uns aber wird ein Kampf um unser Recht und um unsere Ehre und um unsere Freiheit aufgezwungen werden, für die sich jeder tapfere Soldat, gleichgültig welcher Nationalität, bereitwillig einsetzt.

Es ging tatsächlich nicht um Polen, Bürger Morat. Auch das hattest du schon erkannt. „Gegen den Hitlerismus!“ Du lächelst wieder dein sarkastisches, überlegenes Lächeln. „Man hat schon einmal gegen den Kaiser gekämpft“, wirfst du dazwischen.

„Europa ist mit einem Schwerkranken zu vergleichen.“ Auch dieser Vergleich stammt von dir. „Man darf nicht warten, man muß operieren, sofort operieren!“ Eh bien, Bürger Morat, wieder einmal hast du recht. Aber wenn es geht, ohne Narkose.

Gedichte von Hans Gstettner

Antikes Relief

Machtlos hebst du, sie zu trennen,
deine Hände, dein Gesicht.
Doch Vernichtung will entbrennen,
und sie sehn dich, Mutter, nicht.

Sehn nicht deiner jammerweiten
Augen Aufblick in das Nichts.
Alle gegen alle streiten,
gierig ihres Selbstgerichts.

Die Giganten, deine Söhne,
Gaia, hältst du nimmer auf.
Tauche unter, Mutter, stöhne!
Auf dir dröhnt ihr Todeslauf.

Spruch des Helden

Gewöhne dich, entsetztes Blut,
das Schreckliche zu schauen.
Athena, zeige mir im Schild
das Angesicht voll Grauen!

Es ist nicht fern, ich fühle schon
Flughäute dumpf sich regen.
Die Schlangenhaare blähen sich
dem Mordenden entgegen.

Ich will ihm nahen abgewandt,
damit ich nicht versteine.
O dieses Antlitz, blutentflammt!
Ich schaue in das meine.

Die Maske fiel. Gorgonenhaupt,
du bist des Menschen Spiegel.
Ich habe dich im Kampf geraubt.
Gewalt nur bricht dein Siegel.

Der Wagenlenker

Aufrecht, unbewegt
hinter dem Gespann
stehst du groß, umfegt
von der Wolke, Mann.

In der Raserei,
der die Welt verschwimmt,
ragst du stolz und frei,
blickst du klar, bestimmt.

Deine Hand, sie lenkt
wilder Renner Kraft.
Deine Stirne denkt
Zügel, zielgestrafft.

Säulenhaft gerillt
fällt des Rockes Lot.
Herrscher, sieggewillt,
Gottheit dich umloht!

Gebet

Still verharren und dich,
Helios, wunschlos verehren!
Fühlen die leuchtende Kraft
deiner vollendeten Stirn!
Über dem Chaos schon stand
schweigsam dein runder Gedanke.
Liebend mit großer Geduld
locktest du Blume und Tier.
Feierlich lehrtest du uns
Menschen die Ordnung der Zeiten.
Kommen und Scheiden, durch dich
heilig ist uns das Gesetz.
Einsamer, einziger Gott,
gestern, heute und morgen,
dein erhabenes Bild
füllet ewig mein Herz.

Der Sieg

Wille,
Windsbraut,
Taue singen,
stürmst du über Deck!
Meteor
mit langen Schwingen,
Todeslust
und Schreck!
Ist es wirklich,
Kameraden
dieser schwarzen Nacht,
ist es Nike,
Kameraden?

Weint und lacht!
Ihre Brüste,
ihre Lenden,
saht ihr sie gestrafft?
Alles, alles
mag sich wenden
nun in Lebenskraft!
Einmal noch
die Nacht bezwungen,
die aus Chaos stieg!
Im Titanenkampf errungen
einmal noch
der Sieg!

Gerhard Krüger:

Das Ende eines gefälschten Geschichtsmythos

Das Ende der Tschecho-Slowakei war nicht nur der Zusammenbruch eines gegen alle natürlichen Gegebenheiten und gegen alle Vernunft konstruierten Staates. Ihm muß zwangsläufig auch eine tiefe geistige Wandlung folgen, die nicht abgeschlossen sein kann mit der Auflösung jenes in Versailles errichteten Gebildes Tschecho-Slowakei, sondern die eigentlich erst mit dieser Auflösung beginnt. Geistige Wandlungen bereiten ein politisches Ereignis vor oder werden durch ein politisches Ereignis erst ausgelöst. Verbunden mit der durch den 14. März 1939 hervorgerufenen Wandlung ist notwendigerweise auch der Zusammenbruch jener Geschichtslegende, jenes gleichfalls konstruierten Geschichtsmythos, der als Grundlage für das in Paris geborene Staatsgebilde ersonnen worden ist. Die Erfindung eines eigenen tschechischen Geschichtsmythos war ein Teil der gegen das Deutschtum und gegen die natürlichen Interessen des tschechischen Volkes gerichteten Politik. Es wird, auf die Dauer gesehen, unumgänglich sein, aus diesem Zerfall einer Geschichtslegende in der Wissenschaft und vor allem im Schulunterricht des Reichsprotektorats eindeutig die Folgerungen zu ziehen.

Der Unterschied zwischen einer echten Volksdichtung und der Märe von der selbständigen tschechischen Geschichte ist, daß wir den Tag der Entstehung der Märe genau festlegen können. Die Konstruktion des tschechischen Geschichtsmythos begann am 16. September 1817 mit einer Fälschung, der von Wenzel Hanka „entdeckten" sogenannten „Königinhofer Handschrift". Sie ist ein Teil einer Gesamtaktion, deren Ziel es war, die selbständige kulturelle Entwicklung des Tschechentums bis in das 13. Jahrhundert, bis in das 9. Jahrhundert und schließlich bis in die Urzeit hinein nachzuweisen. Demgegenüber ist festzustellen, daß die geistige und politische Entwicklung des tschechischen Volkes von seinem Eintritt in die Geschichte an bestimmt ist durch die schöpferische Beeinflussung durch das Deutschtum, durch die Einlagerung in den naturgegebenen deutschen Lebensraum und durch die ständige, unlösbare Verbundenheit mit der Geschichte des deutschen Volkes und seines Reiches. Es gibt keinen die tschechische Entwicklung bestimmenden oder irgendwie beeinflussenden Vorgang, der aus sich selbst heraus, losgelöst von der Entwicklung des Gesamtreiches zu begreifen wäre. Dies gilt — und das ist der schlagendste Beweis für die Behauptung — gerade auch für jene Epochen und geschichtlichen Gestalten, die von den Erfindern jener Geschichtsmäre für ihre These in Anspruch genommen werden. Die größte Ironie der Geschichte aber ist, daß sie selbst in keiner Weise eine Ausnahme von der innigen Verbindung jeder tschechischen Entwicklung mit dem Deutschtum machen.

Jeder, der die Vorgänge um die Entstehung des gefälschten tschechischen Geschichtsmythos kennt, wird zugeben müssen, daß sie überhaupt nicht möglich und verständlich gewesen wären ohne einen großen Anreger deutschen Blutes, ohne Johann Gottlieb Herder. Schließlich sind nicht jene Fälscher die Urheber eines unwahren tschechischen Geschichtsmythos, sie haben ihn nur entliehen, abgelöst aus dem Gesamtwerk eines großen Deutschen, der, ohne jede slawische Sprach- und ohne genügende Quellenkenntnis, aus seiner Humanitätsideologie heraus eine Idealisierung und Mythisierung besonders der slawischen Urzeit vornahm. Bei keinem anderen als Thomas G. Masaryk kann man nachlesen, wie diese deutsche Philosophie die Grundlage für ein antideutsches Streben gab. Auf diesem Boden erwuchs die Fälschung von 1817. Viel wahrer und echter ist das Wort, das der große tschechische Humanist Bohuslaus Lobkowitz von Hassenstein 1507 an einen Deutschen schrieb: **„Einstmals, da Deutschland unter den Ottonen, Heinrichen**

und Friedrichen blühte, da wuchs auch unsere Macht ins unendliche und Böhmen galt als einer der edelsten Teile eures Reiches; jetzt aber, da euer Staatswesen wankt, wanken wir nicht nur auch, sondern brechen völlig zusammen." Klarer kann die Verbundenheit des Tschechentums mit dem Deutschen Reich und seinem Schicksal nicht zum Ausdruck gebracht werden. In diesem Satz ist das wirkliche Bild tschechischer Geschichte echter enthalten als in dem im 19. Jahrhundert konstruierten Geschichtsmythos.

Von den über ein halbes Jahrtausend im böhmisch-mährischen Raum ansässig gewesenen Markomannen und Quaden und von den Langobarden, von denen Teile dort zurückblieben, haben die nachdringenden slawischen Kleinstämme die Ordnung und wohl sogar die Gaueinteilung dieses Raumes übernommen. Ein Franke namens Samo war es, der im 7. Jahrhundert den Zusammenschluß der Tschechen vollzog und sie vor der Vernichtung durch die Awaren rettete. Politisch gehörte Böhmen-Mähren in das Machtgebiet des Fränkischen Reiches; die Wendung zum Christentum wurde den Tschechen — von einigen Versuchen griechischer Mönche abgesehen — von der bayrischen Kirche gebracht. Die Begründung des sagenhaften, in der tschechischen Geschichtsmythisierung eine Rolle spielenden, unabhängigen „Großmährischen Reiches" war durchaus keine selbständige Erscheinung, sondern ein Teil der innerfränkisch-innerdeutschen Wirren am Ausgang der Karolinger. Beide mährischen Fürsten, die dabei eine Rolle spielten, konnten sich in dem unruhigen, von Zwiespalt erfüllten Land nur mit Hilfe der deutschen Macht durchsetzen. Dies gilt sowohl von Rastislaw, der von den Franken eingesetzt wurde, wie von seinem Neffen Zwentibold, der nur dank der Unterstützung Ludwigs des Deutschen an der Spitze eines deutschen Heeres 871 in Mähren eindringen und die Herrschaft übernehmen konnte. Er wurde sogar der Namenspate für den unehelichen Sohn des ostfränkischen Königs Arnulf. Kirchlich stützte sich Zwentibold im Gegensatz zu seinem östlich orientierten Oheim auf den Frankenbischof Wiching von Neutra. Mit dem Ende der fränkischen Wirren brach dann auch das „Großmährische Reich" zusammen, die Oberhoheit des Reiches war wiederhergestellt.

Ebensowenig sprechen die Vorgänge um den ersten tschechischen Nationalheiligen und Namensgeber der mythischen Wenzelskrone, den Premysliden Wenzel I., für die Auffassung von einer vom Deutschtum unabhängigen Geschichtsentwicklung des Tschechentums. Regensburg war inzwischen zu dem kirchlich für Böhmen entscheidenden Bistum geworden. Die innerböhmischen Wirren unter den beiden Brüdern Wenzel und Bolislaw I. sind zugleich ein Ausschnitt aus dem großen Kampf um die Einigung des Reiches zur Zeit Heinrichs I., des Sachsenkönigs. Erzieher Wenzels war ein Deutscher, der spätere Bischof Michael von Regensburg. Als Vertreter der bayerischen Partei wurde der junge Herzog am 28. September 929 in Bunzlau durch den eigenen Bruder ermordet. **Mindestens in gleichem Maße wie für seinen Glauben ist Wenzel für die Idee der Einordnung Böhmens in das Deutsche Reich gestorben.** Durch diesen Tod erhält **die heilige Wenzelskrone Böhmens** — wie sich auch sonst noch erweisen wird — eine ganz andere mythische Bedeutung, als ihr später deutschfeindliche Propagandisten nur zu gern gegeben hätten. Mit vollem Recht konnte denn auch Reichsprotektor Freiherr von Neurath in seiner Rede auf dem Festbankett in der Prager Burg Herzog Wenzel für jene geschichtliche Wende in Anspruch nehmen, die in unseren Tagen eine Rückkehr zu einem Jahrtausend politischer Entwicklung bedeutet.

Auch die Kämpfe von Wenzels Bruder und Gegenspieler, Herzog Bolislaw I., gehören in das Ringen um die Reichseinheit unter Heinrich I. und Otto dem Großen. Auf die Unterwerfung Bayerns folgte 950 die Einordnung des diesem traditionsgemäß verbundenen Böhmen durch den großen Sachsenkönig. Mitten im

deutschen Reichsheer Ottos des Großen kämpften nach hergestellter Reichseinheit die Böhmen 955 unter dem gleichen Bolislaw in der weltgeschichtlichen Schlacht auf dem Lechfeld gegen die Ungarn. Noch enger war die Anlehnung des Beherrschers des damals noch nicht premyslidischen Teil Böhmens, Slawniks, der wohl das Blut des sächsisch-deutschen Königshauses in seinen Adern hatte und dessen Frau Adelburg deutscher Abstammung war. Der Kampf zwischen Slawnikingern und Premysliden um die Macht in Böhmen war ein Teil des Kampfes zwischen Sachsen und Bayern unter den Ottonen. Einer der Söhne Slawniks war der zweite tschechische Nationalheilige Adalbert von Prag, sein tschechischer Name war Woitech. Durch den gelehrten Sachsen Otrik war er in der Stiftschule in Magdeburg unter Erzbischof Adalbert, nach dem er auch seinen deutschen Namen erhielt, erzogen worden. Nicht zuletzt als Verwandter des sächsischen Königshauses wurde er Nachfolger des Sachsen Thietmar in dem 973 gegründeten Bistum Prag. Aber Adalbert weilte nur ungern in der Premysliden-Stadt, er war lieber, gleich seinem Freunde Kaiser Otto III., in Rom. Die ständige Weigerung Adalberts, nach Prag zurückzukehren, stand in engem Zusammenhang mit der völligen Ausrottung der Slawnikinger-Familie durch Bolislaw II. Nur kurze Zeit hielt Adalbert sich noch einmal in Prag auf, um dann als Missionar nach Preußen zu gehen, wo er auch sein Ende fand. **Auch Adalbert von Prag, den eine geradezu verhängnisvoll schwärmerische Freundschaft mit einem deutschen Kaiser verband, kann als alles andere angesehen werden, nur nicht als Vertreter einer tschechischen Unabhängigkeits-politik vom Reich.**

Unendliches verdankt die böhmische Herzogsfamilie der Premysliden dem deutschen Königstum. Der vom Bayernherzog zum deutschen König emporgestiegene Heinrich II. stellte sofort nach seinem Regierungsantritt die von Polen her zerstörte Premysliden-Herrschaft wieder her. Mit Unterstützung Konrads II. wurde dann auch Mähren wieder den Polen abgenommen, eine Macht-erweiterung zugleich für das Reich wie für die böhmische Herzogsfamilie. Der erste Salierkaiser war es auch, der stillschweigend den Brautraub des jungen Bretislaw I. und damit die Ehe mit der Babenbergerin Judith von Schweinfurth duldete, die erste klar nachweisbare Deutschenheirat eines Premysliden, die jene Entwicklung einleitet, durch die die „nationaltschechische" Herrscherfamilie blutsmäßig nahezu rein deutsch wurde.

Immer wieder waren die deutschen Kaiser genötigt, in die innertschechischen Wirren und Erbstreitigkeiten einzugreifen und die Ordnung in Böhmen-Mähren zu sichern. Selbstverständlich mußten sie auch, wie Heinrich III. es tat und wie es auch sonst gegenüber Herzögen des Reiches geschah, darauf achten, daß nicht eine für das Reich ungesunde Machtübersteigerung eintrat. Aber selbst der machtvolle Bretislaw I. war, nachdem er in seine Schranken zurückgezwungen worden war, wieder der zuverlässigste und treueste Anhänger des Kaisers. Das gleiche ist von den zahlreichen Söhnen des großen Böhmenherzogs zu sagen, von denen Wratislaw I. für seine Treue in des Reiches schwerster Zeit von dem unglücklichen deutschen Kaiser Heinrich IV. den persönlichen Königstitel verliehen bekam. Der jüngste Bruder des ersten Böhmenkönigs, Bischof Jaromir-Gebhard von Prag, war 1077 bis 1084 als Kanzler des Reiches der engste politische Berater des schwer geprüften Saliers. Das dann **unter den Staufen errichtete erbliche Königtum Böhmen** war ein Werk der deutschen Kaiser und zugleich ein erneuter **Dank für treue Dienste am Reich;** in dieser Zwiefältigkeit seiner Herkunft ist es symbolisch für die feste Eingliederung Böhmens in das Deutsche Reich.

Überall im Deutschen Reich hat sich in jener Zeit die große geistige Auseinander-setzung zwischen der stark germanisierten Reichskirche und den aszetisch-romanischen hochkirchlichen Bestrebungen als ein Teil des Machtkampfes von Kaisertum und

Papsttum vollzogen. Von dem französischen Kloster Cluny aus und dann in immer neuen Wellen (Zisterzienser, Prämonstratenser, Franziskaner, Dominikaner usw.) stets mit dem romanischen Gebiet als Ursprungsquelle drangen diese artfremden Gedanken von Westen nach Osten vor. Je weiter sie vorgeschritten waren, in um so stärkerem Maße wurden deutsche Klöster die Mittler. Einseitig konfessionell bestimmte Darsteller dieser Vorgänge, in letzter Zeit z. B. der Prager katholische Theologe Eduard Winter, haben im Banne ihrer konfessionellen Gebundenheit den angeblichen Gegensatz zwischen tschechischem Hussitentum und strenggläubigem deutschem Katholizismus vorzuverlegen versucht und für die Auseinandersetzung im Mittelalter einen völkischen Hintergrund konstruiert. Natürlich hatte eine gegen das Deutschtum gerichtete tschechische Geschichtsdarstellung diese ihr genehme konfessionelle These sofort aufgegriffen. In Wirklichkeit handelte es sich bei der Auflehnung gegen die vom Westen vordringenden Ideen um ein Bekenntnis zu Kaiser und Reich; in Magdeburg erhob sich das deutsche Bürgertum gegen den romanisierten Ordensgründer Norbert von Xanten genau so wie diese Neugründungen in Böhmen auf Widerstand stießen. Das hatte mit nationalen Gegensätzen nichts zu tun, war vielmehr ein Ausdruck der gemeinsamen Treue zur Reichskirche.

Die Zahl der Historiker, die in der Niederlage des letzten großen Premysliden Ottokars II. in der Schlacht auf dem Marchfelde 1278 gegen den Habsburger Rudolf einen schweren Schicksalsschlag für das Reich sehen, ist groß. Es war kein Tscheche, der nach der Krone des Reiches griff, sondern der Sohn einer Staufin, der, wie einst Salier und Hohenstaufen, beim Aussterben der männlichen Linie des bisherigen deutschen Königshauses für sich das alte germanische Geburtsrecht in Anspruch zu nehmen suchte. Ein Sohn der alten, im Ostkampf so bewährten deutschen Grafenfamilie von Schauenburg, Bischof Bruno von Olmütz, war unter Ottokar wie schon unter dessen Vater Wenzel der entscheidende Träger der böhmischen Politik. Das Fehlen jeder Zentralgewalt während des Interregnums wurde dazu benutzt, um einen gewaltigen, von den Sudeten bis zur Adria reichenden Machtblock innerhalb des Reiches zu schaffen. Durch Unterstützung der Askanier in Brandenburg und des Deutschen Ordens in Preußen wurde dieser Einflußbereich bis zur Ostsee erweitert. **Die Erhaltung dieses riesigen Blocks und die Übernahme der zentralen Reichsgewalt durch seinen Herrscher wäre für die Ostpolitik und die Gesamtentwicklung des Deutschen Reiches von entscheidender Bedeutung gewesen. Böhmen schien germanisch-deutsche Vormacht zu werden.** Die deutsche Besiedlung nahm durch die Politik Brunos von Olmütz größten Umfang an. Deutsche Kultur und Wirtschaft entfalteten in Böhmen ihre Blüte. Neue Städte und die älteren Siedlungen erhielten durchgehend deutsches Recht. Aber für Fürsten und Papst war nicht ein machtvoller Herrscher, sondern ein kleiner Herr ohne eigene Macht, der ihre Unterstützung mit der Aufgabe wichtiger Reichsrechte erkaufen mußte, der geeignete Kandidat für das deutsche Königtum. Vom Reich geächtet, vom Papst gebannt, suchte Ottokar in Abkehr von seiner bisherigen Politik beim Slawentum Unterstützung und unterlag 1278 in der Schlacht von Dürnkrut. Die alte böhmische Herzogsfamilie der Premysliden, in deren Adern das Blut der größten deutschen Fürstengeschlechter, der Babenberger, Hohenstaufen und Habsburger floß, überdauerte diesen Zusammenbruch ihrer Macht nur um zwei Generationen und ging mit dem Aussterben der männlichen Linie in das deutsche Kaiserhaus der Lützelburger auf. Unter ihnen wurde 1347 die heilige Wenzelskrone unter Benutzung des aus der Zeit des Premyslidenherzogs Wenzel I. stammenden Materials neugeformt.

Vergeblich sind die Bemühungen der fälschenden tschechischen Geschichtsdarstellung gewesen, die Premyslidenpolitik in ihrem Sinn umzudeuten, noch unsinniger aber müssen derartige Bestrebungen bei den Lützelburger Böhmenkönigen sein. Der

deutsche Arzt Peter von Aspelt, später als Erzbischof von Mainz entscheidender Träger der deutschen Reichspolitik, leitete 16 Jahre als Kanzler von Böhmen unter Wenzel II. die deutsche Politik der Premysliden auf die Lützelburger über. Bereits die Premyslidenkönige hatten einen schweren Kampf gegen den einheimischen Großadel um ihre Machtstellung führen müssen. Der Zusammenbruch Ottokars II. war von diesem Gegensatz weitest gehend beeinflußt gewesen. Unter den Lützelburgern wurde dies nicht anders. Mit nationalem Gegensatz, wie man es allzu gern möchte, hat dieser Kampf kaum zu tun, war der einheimische Adel doch zu entscheidendem Teil deutsch, auch in seiner Führung, wie die Namen Albert von Rosenberg, Johann von Wartenberg, Heinrich von Lipa zeigen. Der Adel suchte seine Stellung möglichst selbständig zu erhalten und setzte sich gegen die aus dem übrigen Reich herangezogenen adeligen Berater der Könige beider Häuser zur Wehr. Obwohl man diese Auseinandersetzung um jeden Preis zu einer nationalen hat stempeln wollen, hat die gleiche tschechische Geschichtsschreibung auch die beiden Königshäuser für sich in Anspruch genommen. Dies gilt besonders für Kaiser Karl IV. und den deutschen König Wenzel, obwohl deren deutsche Herkunft, deutsches Bewußtsein und deutscher Kulturaufbau billigerweise nicht geleugnet werden können. **Mit der Gründung der ersten deutschen Universität in Prag, mit Gestalten wie Peter Parler, dem großen Baumeister, Johann von Neumarkt, dem Frühhumanisten und Kanzler Karls IV., und Johann von Saaz, dem Schöpfer des „Ackermann aus Böhmen", stieg die deutsche Kultur Böhmens zu ihrer höchsten Blüte.** Demgegenüber hat man die Hausmachtpolitik Karls und seine damit verbundene verhängnisvolle Reichspolitik für die Bildung eines unechten tschechischen Geschichtsmythos heranziehen wollen. Zweifellos kannte der Kaiser eine Nationalitätenpolitik im modernen Sinne nicht; er war aber in erster Linie Deutscher, bei aller Bedeutung seiner böhmischen Hausmachtpolitik darf seine Reichspolitik, von der jene der entscheidende Teil war, nicht in den Hintergrund treten.

Unter Wenzels IV. Regierung fällt die Haupttätigkeit jener Gestalt, die wegen gewisser Auswirkungen ihrer Lehre sowohl von tschechischer als auch von deutscher Seite immer wieder als eine Art Nationalheros des Tschechentums hingestellt worden ist, **die Tätigkeit des Johann Huß.** Zweifellos hat der Hussitismus für das Deutschtum Böhmens sehr nachteilige Folgen gehabt und wiederholt stark antideutsche Charakterzüge gezeigt. Und dennoch ist selbst diese Gestalt nicht herauszulösen aus der großen geistigen Entwicklung, der vorreformatorischen Stimmung im Deutschen Reich. Ohne die deutschen Einflüsse, die sich auf ihn ausgewirkt haben, und ohne die Ausstrahlungen, die von ihm für das Gesamtreich ausgingen, ist selbst eine Persönlichkeit wie Johann Huß nicht zu begreifen. Böhmen war damals so eng mit der politischen und geistigen Entwicklung des Deutschen Reiches verbunden, daß man es nicht vollständig isolieren kann. Die kirchlichen Mißstände in Böhmen waren ein Teil der allgemeinen Lage der Kirche in Deutschland; das gleiche Streben nach innerer und äußerer Reformation war überall im Reich seit langem vorhanden. Die deutsche Mystik und Innerlichkeit, deren Hauptvertreter Meister Eckhart lange in Böhmen gewirkt hatte, war der tiefste Ausdruck für diese Sehnsucht. Das Waldensertum hatte in Sachsen und Böhmen Zuflucht gefunden und strahlte besonders immer wieder von Dresden nach Prag hinüber.

Zur einflußreichsten Gestalt dieser vorreformatorischen Zeit in Böhmen aber wurde der 1358 aus Oberösterreich nach Prag kommende deutsche Mönch und Sittenprediger Konrad von Waldhausen, der von tiefster seelischer Wirkung auf Deutsche und Tschechen Böhmens war. Ohne die weitgehende Tätigkeit dieses Deutschen wäre die von Johann Huß ausgelöste Bewegung nicht möglich gewesen. Der Kampf, der sich nun vollzog, war im Ansatz ein ausschließlich religiöser, der auf Grund der besonderen Verhältnisse in Böhmen jedoch wiederholt stark natio-

nale Auswirkungen zeigte. Soziale Probleme und der Gegensatz zwischen König und Adel spielten hinein. Der berühmte Konflikt an der Universität Prag wurde ausgelöst durch die Forderung König Wenzels nach einer Erklärung im Sinne seiner Politik im Papststreit zwischen Rom und Avignon. Die böhmische Nation an der Universität, die im Gegensatz zu den drei anderen sich für den König erklärte und deshalb die Oberhand behielt, war gemischt deutsch-tschechisch. Der Auszug von etwa der Hälfte der Prager Studenten 1409 war in erster Linie religiös begründet, was sich schon daran erwies, daß die Deutschen der böhmischen Nation in Prag zurückblieben.

1410 wurde nach Abebbung der Erregung bereits wieder ein Deutscher, Johann Schindel, als Nachfolger Huß' Rektor der Prager Universität. Abgewanderte deutsche Magister kehrten wieder zurück. Die religiöse Bewegung erhielt willkommenen Zuzug von deutschen Waldensern aus Dresden und Meißen. Auch das heimische Deutschtum Böhmens nahm an ihr stärksten Anteil, wie u. a. die Haltung des Dichters Johann von Saaz zeigt, dessen Werk Auflehnung gegen das mittelalterliche Weltbild war. Die hussitische Forderung nach dem Abendmahl in beiderlei Gestalt stammt nicht von Huß, sondern von dem deutschen Magister Peter. Nicht zuletzt deutsche Grundherren waren es, die die Einführung des Laienkelches durchsetzten. Dies alles darf man über dem landläufigen Bild des Hussitismus nicht vergessen. Luther selbst hat 1522 in seinem Sendschreiben an die böhmischen Landstände bezeugt, wie sehr Johann Huß für ihn ein Teil der großen deutschen Reformation war: „Wenn auch gleich ganz Böhmen, da Gott für sei, seine Lehre verleugnete, so soll er doch der unsere sein." In dem so durch das Hussitentum aufgelockerten Boden Böhmens konnte der Protestantismus unter Deutschen und Tschechen derartige Fortschritte machen, daß vor dem Einsetzen der Gegenreformation Böhmen für die römisch-katholische Kirche verloren schien.

Wie sehr die Geschichte des vorreformatorischen Böhmens ein untrennbarer Teil der Geschichte des vorreformatorischen Deutschen Reiches ist, beweist auch die Gestalt **Georgs von Kunstatt und Podiebrad,** den man zu einem tschechisch-hussitischen Nationalkönig hat erklären wollen. Die Zeit Georgs ist nur ein Abschnitt jener **ständischen Erhebung gegen den kraftlosen Habsburger Friedrich III.,** die in Böhmen vor ihm unter Führung Heinrichs von Pirkstein, in Ungarn unter den Hunyads und in Österreich unter Ulrich von Eizinger stand, natürlich unter Tschechen und Madjaren einen nationalen Anstrich erhielt.

Schließlich war es die Unfähigkeit der zentralen Reichsführung, die immer wieder diese ständischen Bestrebungen im Gesamtreich hervorrief, an deren Spitze schließlich die Erzkanzler des Reiches von Diether von Isenburg bis Berthold von Henneberg traten. Georg von Kunstatt und Podiebrad ist ein Glied in jener Kette des Kampfes um die Reichs- und Kirchenreform, der die vorreformatorische Zeit in Deutschland kennzeichnet. Die alte deutsche Reichsstadt Eger, das mächtige Nürnberg und der deutsche Burggraf Mathias Schlick hatten eine entscheidende Rolle bei der Anerkennung Georgs als König gespielt. Seit 1459 war der große Vorkämpfer gegen das Papsttum und für deutsches Reichsbewußtsein, der deutsche Staatsmann Gregor von Heimburg, in den Diensten König Georgs. Der deutsche Jurist Martin Mair, Rechtsberater zahlreicher deutscher Fürsten, war es, der seinen alten Gedanken, durch die Wahl eines deutschen Königs und durch ein Regiment der Reichsstände der Führungslosigkeit des Reiches unter Friedrich III. ein Ende zu bereiten, wieder aufnahm. Seit 1459 hatte er Georg zu seinem Königskandidaten gemacht und damit seit 1463 den Böhmen in den Mittelpunkt der deutschen Politik gehoben. Martin Mair und Gregor von Heimburg bemühten sich, einen Bund der maßgebenden deutschen Reichsfürsten für Reichs- und Kirchenreform und für eine Wahl Georgs zustande zu bringen. **Im Rahmen dieser großen innerdeutschen Auseinander-**



Ausschnitt aus einer Darstellung der Kreuzigung, um 1400, Pelplin (Warthegau)



Engel von einem Altar der Johanniskirche in Thorn, um 1400

deutet einen Angriff auf den philosophischen Geist überhaupt, Hobbes, Hume und Locke eine Erniedrigung und Wertminderung des Begriffs ‚Philosoph' für mehr als ein Jahrhundert. Gegen Hume erhob sich Kant; im Kampfe mit der englisch-mechanistischen Weltvertölpelung waren Hegel und Schopenhauer (mit Goethe) einmütig... Woran es in England fehlt und immer gefehlt hat, das wußte Carlyle gut genug..., an eigentlicher Macht der Geistigkeit, an eigentlicher Tiefe des geistigen Blicks, kurz an Philosophie. — Es kennzeichnet eine solche unphilosophische Rasse, daß sie streng zum Puritanismus hält: sie braucht seine Zucht zur ‚Moralisierung' und Vermenschlichung. Der Engländer, düsterer, sinnlicher, willensstärker und brutaler als der Deutsche — ist eben deshalb, als der Gemeinere von beiden, auch frömmer als der Deutsche: er hat das eben noch nötiger." (Jenseits von Gut und Böse, 1886.)

Für die gesamte neuere Geistesentwicklung sieht Nietzsche verhängnisvolle Folgen entstanden und entstehen durch die englische philosophische Mittelmäßigkeit von Köpfen der Art eines Darwin, John Stuart Mill und Herbert Spencer. „Vergesse man es den Engländern nicht, daß sie schon einmal mit ihrer tiefen Durchschnittlichkeit eine Gesamtdepression des europäischen Geistes verursacht haben: Das, was man ‚die modernen Ideen' oder ‚die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts' oder auch ‚die französischen Ideen' nennt — das also, wogegen sich der deutsche Geist mit tiefem Ekel erhoben hat —, war englischen Ursprungs, daran ist nicht zu zweifeln. Die Franzosen sind nur die Schauspieler dieser Ideen gewesen, auch ihre besten Soldaten, insgleichen leider ihre ersten und grundsätzlichen Opfer: denn an der verdammlichen Anglomanie der ‚modernen Ideen' ist zuletzt die âme française so dünn geworden und abgemagert, daß man sich ihres 16. und 17. Jahrhunderts, ihrer tiefen leidenschaftlichen Kraft, ihrer erfinderischen Vornehmheit heute fast mit Unglauben erinnert. Man muß aber diesen Satz historischer Billigkeit mit den Zähnen festhalten und gegen den Augenblick und Augenschein verteidigen: Die europäische Noblesse — des Gefühls, des Geschmacks, der Sitte, kurz das Wort in jedem hohen Sinne genommen — ist Frankreichs Werk und Erfindung, die europäische Gemeinheit, der Plebejismus der modernen Ideen — Englands" (1886).

Ebenso gehört die herkömmliche Gleichheitsmoral zu „den landläufigen, von England herkommenden Beschränktheiten." „Man vergebe mir die Entdeckung, daß alle Moralphilosophie bisher langweilig war und zu den Schlafmitteln gehörte — und daß die „Tugend" durch nichts mehr in meinen Augen beeinträchtigt worden ist als durch diese Langweiligkeit ihrer Fürsprecher... Man sehe sich z. B. die unermüdlichen, unvermeidlichen englischen Utilitarier an, wie sie plump und ehrenwert in den Fußtapfen Benthams daherwandeln, dahinwandeln... Kein neuer Gedanke, nichts von feinerer Wendung und Faltung eines alten Gedankens, nicht einmal eine wirkliche Historie des früher Gedachten... Es hat sich nämlich auch in diese Moralisten jenes alte englische Laster eingeschlichen, das cant heißt und moralische Tartüfferie ist, diesmal unter die neue Form der Wissenschaftlichkeit versteckt... Zuletzt wollen sie alle, daß die englische Moralität recht bekommt: insofern gerade damit der Menschlichkeit, oder dem „allgemeinen Nutzen", oder „dem Glück der meisten", nein! dem Glück Englands am besten gedient wird. Sie möchten mit allen Kräften sich beweisen, daß das Streben nach englischem Glück, ich meine nach Komfort und Fashion (und, an höchster Stelle, einem Sitz im Parlament), zugleich der rechte Pfad der Tugend sei, ja daß, soviel Tugend es bisher in der Welt gegeben hat, es eben in einem solchen Streben bestanden habe."

Den englischen Psychologen wirft er vor, daß „man sie immer am gleichen Werke findet, nämlich die partie honteuse unserer inneren Welt in den Vordergrund zu drängen und dort das eigentlich Wirksame, Leitende, für die Entwicklung Entscheidende zu suchen, wo der intellektuelle Stolz des Menschen es am letzten zu finden wünschte (zum Beispiel in der vis inertiae der Gewohnheit oder in der Vergeßlichkeit oder in einer blinden und zufälligen Ideenverhäkelung und -mechanik oder in irgend etwas rein Passivem, Automatischem, Reflexmäßigem, Molekularem und Gründlich-Stupidem)" (1887).

Ohne Zweifel, Nietzsche ist ein starker Kulturkämpfer gegen alles Englische. Seine Einwände beschränken sich nicht auf den Mangel an Philosophie oder die philosophische Mangelhaftigkeit, immer wieder bricht seine Gegensätzlichkeit in Einzelheiten durch. Er tadelt die „starrköpfische Selbstherrlichkeit", sagt „bisher sind die Engländer dumm", macht „Randbemerkungen zu einer niaiserie anglaise", sagt, „der englische Genius vergröbert und vernatürlicht alles", tadelt den Mangel an Musik („Was noch am

humansten Engländer beleidigt, das ist sein Mangel an Musik, im Gleichnis — und ohne Gleichnis — zu reden: er hat in den Bewegungen seiner Seele und seines Leibes keinen Takt und Tanz, ja noch nicht einmal die Begierde nach Takt und Tanz“) und bricht einmal zusammenfassend in den empörten Ausruf aus: „Wieviel viehische Gemeinheit im Engländer, daß er jetzt noch nötig hat, mit aller Gewalt das utile zu predigen!“ (1884).

Weltpolitisch betrachtet, spricht Nietzsche den Engländern die innere Berechtigung zur Erdbeherrschung, Erdregierung ab. Im Zusammenhang mit dem großen Kreis seiner Zukunftsfragestellungen: wer wird der Erde Herr sein, wer darf und soll ihr Herr sein — natürlich eine kulturpolitische Frage —, richtet er seine Augen nach einer ganz anderen Richtung. Trotz aller Kritik, die er am Deutschtum (insonderheit dem seiner Zeit) übt, setzt er darauf seine höchsten Hoffnungen. „Die Deutschen sollten eine herrschende Kaste züchten.“ Aber mit ihnen soll sich zu den großen kulturellen Absichten über die Erde hinweg das slawische Element verbinden. Deshalb ist der Blick ganz stark nach Osten gerichtet, auf Rußland. „Mir scheint das erfinderische Vermögen und die Anhäufung von Willenskraft am größten und unverbrauchtesten bei den Slawen zu sein; und ein deutsch-slawisches Erdregiment gehört nicht zu dem Unwahrscheinlichsten“ (1885).

Ausdrücklich ist dieses Zusammengehen immer in Gegensatz zu England gestellt. „Englands Kleingeisterei ist die große Gefahr jetzt auf der Erde. Ich sehe mehr Hang zur Größe in den Gefühlen der russischen Nihilisten als in denen der englischen Utilitarier. Ein Ineinanderwachsen der deutschen und slawischen Rasse . . ., um die Herrschaft auf der Erde zu haben . . .; wir brauchen ein unbedingtes Zusammengehen mit Rußland, und mit einem neuen gemeinsamen Programm, welches in Rußland keine englischen Schemata zur Herrschaft kommen läßt.“ Diese Ansichten sind übrigens niedergeschrieben einige Jahre bevor Bismarck seinen Rückversicherungsvertrag mit Rußland 1888 durchsetzte und im Reichstag den Ausspruch tat: „Unsre natürlichste Anlehnung bleibt die russische.“

Es wird bei Nietzsche auch vollkommen deutlich, weshalb er auf Rußland seine Zukunftshoffnungen für eine wirklich „große Politik“, eine Erdpolitik setzte. „Damit es Institutionen gibt, muß es eine Art Wille, Instinkt, Imperativ geben, antiliberal bis zur Bosheit: den Willen zur Tradition, zur Autorität, zur Verantwortlichkeit auf Jahrhunderte hinaus, zur Solidarität von Geschlechtsketten vorwärts und rückwärts in infinitum. Ist dieser Wille da, so gründet sich etwas wie das imperium romanum: oder wie Rußland, die einzige Macht, die heute Dauer im Leibe hat, die warten kann.“

Wie Nietzsche allgemein dem Englischen gegenüber gefühlsmäßig nur Widerstreben zeigt, so ist ihm dagegen das Russische an sich sympathisch. Bei den Russen findet er wirkliche tiefe Psychologen; russische Bücher schätzt er hoch: „ich rechne irgendein russisches Buch, vor allem Dostojewskij . . . zu meinen größten Erleichterungen“ (Brief vom 20. 10. 1888). „Mit Dostojewskij ist es mir gegangen wie früher mit Stendhal: die zufällige Berührung, ein Buch, das man in einem Buchladen aufschlägt, Unbekanntschaft bis auf den Namen — und der plötzlich redende Instinkt, hier einem Verwandten begegnet zu sein“ (Brief vom 7. 3. 1887). Fast überraschend sogar ist Nietzsches Verständnis für das Seelische des russischen Volkes (im Gegensatz zu der „Seele“ der gekünstelten darüberstehenden Allerweltsschicht von damals): „Die russische Musik bringt mit einer rührenden Einfalt die Seele des Muschik, des niederen Volkes ans Licht: nichts redet mehr zu Herzen als ihre heiteren Weisen — die absolut traurige Weisen sind. Ich würde das Glück des ganzen Westens eintauschen gegen die russische Art, traurig zu sein.“

Richard Oehler.

Neue Bücher

„Mensch, all's was außer dir“, „Herz, wag's auch du“, „Ihr gelben Chrysanthemen“, Verlag W. Scheuermann, Wien.

Spruchsammlungen findet man in Deutschland wie gefallene Blätter im Herbst. Und es ist gegen diese Sorte von Büchern nichts einzuwenden, solange sie Käufer finden. Wir haben jedoch bereits früher mit wirklicher Freude auf die Sinnbücher des Verlages Scheuermann verwiesen, weil schon die Ausstattung der schmalen, biegsamen Ganzleinenbände zum Blättern und Nachsinnen einlädt. Die drei letzten Bände der Reihe empfehlen wir darum mit der alten Herzlichkeit.

K.

Bücher über das Deutschtum im Osten

Ein soeben erschienenes Bändchen des Volk- und Reich-Verlages, Berlin, vereint **„Zeugnisse der Wahrheit“**, die das Ausland über Danzig und den Korridor einst und bis heute abgab: schlagendster Beweis für unser Recht und für die erschütternde Hilflosigkeit einer

gewissen hohen Politik, wenn selbst Churchill, Lloyd George und Chamberlain zu Zeugen der Wahrheit werden und — wie auch der General Smuts (Südafrikanische Union) — schon 1919 die gefährlichen Folgen der Versailler Festlegungen voll und ganz voraussahen! Zur Orientierung im östlichen Raum dient ein knappsachliches Bändchen „Deutsche in Polen und im Baltikum" von Gerhard Sappok (Lühe & Co., Leipzig, 55 S.) und der vieles antippende Reisebericht eines kundigen Journalisten, Peter Esch, „Polen kreuz und quer" (Deutscher Verlag, Berlin); überall tritt die seit dem Mittelalter rapid anwachsende, ungeheure Verjudung Polens, die von der Masse der städtischen und ländlichen Bevölkerung bis in sämtliche politisch und wirtschaftlich entscheidenden Stellen geht, erschreckend hervor. Kurt Lück in „Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur" (Verlag Hirzel, Leipzig 1938) sammelte in exakter Untersuchung polnische Äußerungen in Wort, Kunst und Sitte, die der ordnenden Überlegenheit der Deutschen mit Abwehr und Haß begegnen und sie verzerrt überliefern; er weist aber einsichtsvoll auch darauf hin, daß jedes Volksgrenzengebiet Verzerrungen hervorbringt, und daß das Übermaß polnischer Reaktion, für die der Deutsche zum sprichwörtlichen „Teufel" wurde, in der hemmungslosen Gefühlsbetontheit der Polen, die der deutschen Willens- und Vernunftklarheit entgegengesetzt ist, eine psychologische Begründung habe; das Buch ist ein wichtiger Beitrag für die große künftige Aufgabe des Deutschtums, in einer fruchtbaren Ordnung mit dem Osten zu leben.

Die **„Agrarverfassung der deutschen Auslandssiedlungen in Osteuropa"** behandelt eine von Prof. Sering und v. Dietze herausgegebene streng sachliche Untersuchung (Verlag F. Vahlen, Berlin), die einleitend einen Überblick über die zu den jeweiligen Siedlungen führenden und sie bestimmenden historischen Entwicklungen gibt, und dann in Einzeldarstellungen der russischen, baltischen, polnischen, mitteleuropäischen deutschen Dorfsiedlungen den lebendigen Reichtum der rings im Lande anregend weiterwirkenden Formen — die persönliche Freiheit, „der dorfweise geschlossene Nachbarverband und der darin herrschende genossenschaftliche Geist" — aufzeigt. Eine letzte Überschau über die Korridorfrage gibt das Buch „Deutschland und der Korridor", das mit reichem Bildmaterial versehen, die Aufsätze, die über die historische und aktuelle Seite dieses Themas in der Zeitschrift „Volk und Reich" im gleichnamigen Verlag erschienen, zusammenfaßt. St.

„Reife"

Man ist ja ein bißchen mißtrauisch geworden vor den konjunkturbeflissenen Romanen von Boden und Bauerntum. Um so wichtiger ist jedes wirklich echte Buch vom Land; d. h. also ein Buch, das der Stadtsucht einen Riegel vorzulegen hilft, weil es nicht irgendwelche Schönheiten oder Urigkeiten der Ländlichkeit aufzählt, sondern das Ganze von Arbeit und Mühe mitsamt der Freude hinstellt und zum Einleben in die eigenen Gesetze des Landes führt. Denn darauf kommt es ja an, auf die Umstellung der Erlebnisweise. Wer die Eile und den scheinbar so „aktuellen und interessanten" Wirbel des städtischen Daseins beibehält, wird niemals den Zugang zum Land finden, es wird ihn langweilen, weil er den anderen Rhythmus nicht auffaßt und die Weile nicht von sich aus füllen kann. Man muß den Sprung wagen, die Schwelle der Ungeduld ertragen, und hineinhorchen in den großen, strengen Atem des lebendigen Wachstums.

Nur wenn man da mit hineinwächst, wird man auch die besonders schwere Arbeit, die unsere Krisenzeit vom Bauern oft fordert, frei ertragen können. Man muß in sich die Gewalt der Formwerdung und Formverwandlung miterleben, aus der die lebendigen Gestalten von Erde, Pflanze und Tier reifen und an der man nun tätig mittut. Die unendliche Fülle der Formen und Farben, in denen Blatt und Blüten, Wolken, Bäume und Tiere immer neu geprägt sind und sich entfalten zu einem Kosmos ineinandergreifender Bewegungen — dies ist so über allen städtischen Nervenreiz und Nervenverschleiß erhaben, daß jemand, der einmal den Mut hatte, sich umzustellen, überreich an Erleben und Kraft ist.

Aber es war eben in der Vergangenheit so, daß das Natürliche, Vorgegebene, in das man hineingeboren war, so selbstverständlich gewohnt wurde, daß es verblaßte und schließlich erstarrte; sehr oft bemerkt man, daß die Landleute von Pflanze, Tier und Erde weniger wissen und es in seiner Größe weniger erleben als der forschende Mensch, der gedanklich, auf dem Weg der Wissenschaft oder nur aus Sehnsucht und Stadtgrauen, sich willentlich wieder hineintastet. Die Landflucht geschieht, weil die echte und innere, die lebendig strömende Verbindung zur Natur abgerissen ist. Auf dem Weg des Wissens und des Willens muß die Änderung allmählich vor sich gehen.

Darum können hierzu nur Bücher helfen, die ohne jedes Pathos sind und aus der stillen Echtheit des Erlebens kommen. Das aber gilt für das Buch der Obergauführerin Gertrud Kunzemann „Reife" (Verlag Junge Generation 1939, mit kleinen feinen Zeichnungen und Photos ausgestattet); es ist ohne jeglichen großen literarischen Anspruch geschrieben, aber gerade aus der sauberen Schlichtheit des Erzählens entsteht die mitreißende Wirkung. Eigentlich wird nur ein Bericht gegeben, wie ein Mädel aus der Stadt zur Erholung aufs Land fährt, wie es allmählich hineingezogen wird in den Tageslauf des Gebirgshofes, noch einmal zurückkehrt in die Stadt, um dann doch endgültig sich davon zu lösen und als Führerin einer Landdienstgruppe hinauszugehen in ein Neusiedeldorf, in das es auch den Verwalter des Gebirgshofes zum Einsatz holt und schließlich mit ihm zusammen sich etwas Eigenes aufbaut. Der Ablauf der Arbeiten wird erzählt, das innere Sträuben und Begreifen, Schatten- und Lichtseiten gezeigt. Alles mit der Einfachheit und Klarheit, die so wohl tut und die allein heute einen wirklich fruchtbaren Neubeginn tragen kann.

Ortrud Stumpfe.

Hauptschriftleiter: Günter Kaufmann.

Anschrift der Schriftleitung: Reichsjugendführung, Berlin W 35, Kurfürstenstraße 53. Fernsprecher 22 90 91. — Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68, Zimmerstraße 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Ulrich Herold, Berlin. — Pl. Nr. 8. — Druck: M. Müller & Sohn KG., München; Zweigniederlassung Berlin SW 68, Dresdener Straße 43. — „Wille und Macht" erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist zu beziehen durch den Verlag sowie durch die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis vierteljährlich 1,80 RM. zuzüglich Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmesendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann.



Im Frieden gab das deutsche Volk große Spenden für das WHW. Im Kriege nun, das wird unser Stolz sein, werden wir unserem Kriegs-WHW. die größten Opfer bringen, die der Einzelne überhaupt nur ermöglichen kann.

An unsere alten Leser!

Es fehlen uns folgende Nummern der Zeitschrift „Wille und Macht":

Jahrgang 1933:
Die Folgen 1 bis 24 und das Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1934:
Die Folgen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 8 (je 2 Stück),
die Folgen 11 und 22 (je 1 Stück)

Jahrgang 1935:
Die Folge 24 (1 Stück)

Jahrgang 1936:
Die Folge 1 (3 Stück)

Jede einzelne dieser Nummern ist von höchstem Wert. In Deinem Schrank sind die Hefte der Allgemeinheit nicht zugänglich. Sende sie daher an das

HAUPTARCHIV DER NSDAP.
Abt. IV/B
München 33, Barerstraße 15



Der polnische Staat, die polnische Armee sind nicht mehr. In 18 Tagen hat sie der mit beispielloser Energie vorgetragene deutsche Angriff zerschlagen. Kampf und Sieg des deutschen Heeres, die Niederlage der Polen, das Land und die Menschen in einer geschlossenen Schau so wiedergegeben zu haben, daß es ein unvergängliches Dokument jener ereignisreichen 18 Tage darstellt, ist das Verdienst der großen JB.-Sondernummer



Auf 56 Seiten mit über 200 Bildern und Aufnahmen von den Kampfhandlungen und der Vorgeschichte, die ergänzt werden durch Erlebnisberichte, die von Spannungen und Dramatik erfüllt sind, ist hier der polnische Feldzug zu einem Erlebnis gestaltet.

Einzelpreis 40 Pf. **Überall erhältlich**